

## Ab ins Bett

Ihm war immer so kalt: Jon Fosse bekommt den Literaturnobelpreis 2023

Schön ist es nicht in Skandinavien, lassen Sie sich nichts erzählen von IKEA, Hygge und so. Die meiste Zeit ist es kalt und dunkel, und man ist froh, wenn es wenigstens nur regnet und man nicht im Schnee steckenbleibt beim Bierholen, was eh zu teuer ist. Da kann man schon schlechte Laune kriegen, besonders in Norwegen, dem kältesten und dunkelsten der nordischen Länder, aus dem er stammt, Jon Fosse, der frischgebackene Literaturnobelpreisträger.

Immer ist was in seinen zahllosen Theaterstücken und Romanen, mal will die Frau mit einem anderen durchbrennen, mal kommt der Mann nicht nach Hause, mal sperrt sich eine Mutter aus und kann den Schlüsseldienst nicht holen, weil das Kind noch drinnen sitzt. Das geht unter die Haut. Es bringt sich auch ständig wer um, denkt darüber nach, sich umzubringen, oder fragt sich aus dem Jenseits, ob es eine gute Idee war, sich umgebracht zu haben. Natürlich wird gesoffen. Aus Unentslossenheit, Zweifel, Angst.

In dieser Stimmung schrammeln andere Death-Metal-Songs, schlachten Hühner auf Friedhöfen oder schleichen mit Benzinkanistern um Gotteshäuser. Fosse mag es harmloser, er schreibt lieber beklemmende Theaterstücke über die Abgründe menschlichen Zusammenlebens, die auch fleißig gespielt werden, denn die Hölle sind bekanntlich immer die anderen, und irgendwann ist auch genug mit Yasmina Reza. In Kirchen scheint es der 1959 geborene Fosse gut auszuhalten, da ist ja auch kaum mehr wer. Vielleicht ist er deshalb von den Lutheranern zu den Quäkern und dann zum Katholizismus übergegangen. So nihilistisch muss man erst mal draufkommen.

Schön ist es nicht, sich durch die 1.250 Seiten seiner »Heptalogie«-Romane zu fräsen, ein schier endloser siebentägiger Monolog eines alkoholkranken Malers bzw. seines erfolgreichen, aber verwitweten Alter ego, ohne Punkt, aber immerhin mit Kommas. Doch die Welt ist nicht schön und voller einsamer alter alkoholkranker Männer, besonders in Norwegen und in schwedischen Akademien, vielleicht fühle sich da einfach irgendwer sehr verstanden, als er in »Ich ist ein anderer« (2020) las:

»Und ich sehe mich dastehen und das Bild mit den beiden Strichen anschauen, einer ist lila, einer braun, sie kreuzen sich in der Mitte und ich denke, es ist so kalt in der Stube und es ist zu früh zum Aufstehen, egal, wie spät es ist, also warum bin ich aufgestanden? denke ich und ich mache das Licht in der Stube aus und ich gehe in die Schlafkammer und ich mache dort das Licht aus und ich lege mich wieder ins Bett«

Peter Merg

Auf einer großen Leinwand ist ein Regal mit Fläschchen in diversen Größen und Formen zu sehen. Sie sind gefüllt mit Natursenzen sowie chemisch destillierten und synthetisch hergestellten Stoffen. Das Gemälde zeigt offenbar das Interieur eines Labors. Das Pariser Blau, Berliner Blau, aber auch Indigo aus Guatemala und Bengalen, ein Lapislazuli, der den Stoff birgt für das Ultramarin, sind dort ebenso untergebracht wie das »Schweinfurter Grün« sowie Gläser, die bereits mit dem BASF-Logo versehen sind.

Das detailgetreue Gemälde folgt einem Realismus, für den Johanna Kandl seit Jahrzehnten bekannt ist. Das aus Österreich stammende Künstlerpaar Johanna und Helmut Kandl hat eine einzigartige Art Kunstbücher und Ausstellungsformate entwickelt, um die Ergebnisse ihrer ausführlichen Reisen nach Afrika, Asien und Osteuropa zu präsentieren. Die Bilder Johanna Kandls sind der rote Faden der vielfältigen kulturgeschichtlichen Projekte, in denen auch Fotografien, Videos und Stills, Interviews mit Arbeitern und Wissenschaftlern zum Einsatz kommen. Die letzte große Publikation »Material + Archive« (Verlag für moderne Kunst, Wien) entstand 2021 anlässlich einer Doppelausstellung im Kunsthaus Graz und der Landesgalerie Niederösterreich in Krems. In dem Buch findet sich ein Foto eines Schrankes aus der Historischen Farbstoffsammlung der TU Dresden, die Vorlage für das eingangs beschriebene Bild war.

Seit mehreren Jahren befasst sich das Künstlerpaar mit der Herstellung aller für die Malerei notwendigen Utensilien und den damit verbundenen Ausbeutungsverhältnissen. Sowohl die Leinenherstellung als auch die Harzproduktion haben sie erforscht, ebenso Herkunft, Abbau und Fabrikation von Terpentin, Gummi Arabicum, Mastix und Leinöl – und alles unter Einbeziehung der sozioökonomischen und historischen Bedingungen in ihren Werken verarbeitet. Nach dem synthetischen Ultramarin, das seit 1828 hergestellt werden kann, widmeten sie sich der chemischen Produktion des Berliner/Preußischen Blau sowie des Indigo und dem Alizarin, dem künstlichen Krapprot.

Johanna Kandl wurde das Interesse an Farben nahezu in die Wiege gelegt.

Im Jahr 2012 wurde unter einem Parkplatz in Leicester nach dem verschollenen Leichnam Richards III. gegraben. Auftraggeber waren sogenannte Ricardianer, die den 1485 gestorbenen König verehren und sein von Shakespeare geprägtes negatives Image der Propaganda seiner Thronfolger aus dem rivalisierenden Haus Tudor zu schreiben. Angesichts dürftiger Quellen zur etwaigen Grabstelle waren die beauftragten Archäologen skeptisch. Doch sie stießen schon am ersten Tag auf Knochen, die ein genetischer Abgleich als Richards sterbliche Überreste identifizierte. Und ihren Fund machten sie ausgerechnet unter einer Parkbucht, deren Kennzeichnung mit dem Buchstaben »R« (für »reserviert«) der Initiatorin des Projekts, Philippa Langley, zuvor das »seltsame Gefühl« vermittelt hatte, am richtigen Ort zu sein.

Dass das Zufall war, impliziert schon die Doku »The King in the Car Park« (2013), die die Sensation fürs britische TV als Quotenhit aufbereitete, nachdem die Produktionsfirma die Grabungen mitfinanziert hatte. Allerdings mag man sich fragen, inwieweit der Glücksfund sich der Exzentrik der Ricardianer verdankte. Und inwieweit althergebrachte – beziehungsweise neue – Strukturen verhinderten, dass der akademische Betrieb das Forschungsergebnis selbst erzielte.



Johanna Kandl: O.T., Tempera/Holz, 250 x 170

## In der Blaufabrik

Eine Berliner Schau zeigt die Farbforschungen des Künstlerpaars Johanna und Helmut Kandl.  
Von Matthias Reichelt

Die Eltern betrieben ein Geschäft für »Farbwaren und Haushaltsartikel« in Wien-Floridsdorf. Ihre Kindheit war geprägt von den Gerüchen der Farben und Lacke. Unter dem Titel »Was sind alle

Kornblumen der Welt gegen eine Berliner Blaufabrik?« – ein Zitat aus Theodor Fontanes Roman »Frau Jenny Treibel« – haben die Kandls nun ihre Forschungsergebnisse zusammengetragen und

zeigen sie bis Ende Oktober in der ehemaligen Fleischerei in Berlin-Lichtenberg, die als Projektraum unter dem Namen »after the butcher« bekannt ist. Das titelgebende Gemälde der als »Labor, Kabinett und Wunderkammer« angekündigten Ausstellung zeigt den blauen Einband der Erstaussgabe von Fontanes Roman. Ein anderes Gemälde zitiert im Ausschnitt den weltbekannten Farbholzschnitt »Die große Welle vor Kanagawa« des japanischen Künstlers Katsushika Hokusai (1760–1849), um die Bedeutung des Berliner Blaus für die Kunstgeschichte zu belegen. Unter die Schaumkrone ist statt des bedrohten Bootes ein preußischer Soldat auf einem Surfbrett eingefügt, dazu das James-Carville-Zitat »It's the economy, stupid!«

Nicht weit vom jetzigen Wohnort des Künstlerpaars im Stadtteil Treptow entfernt, wurde 1872 die Actien-Gesellschaft für Anilin-Fabrikation von Paul Mendelssohn Bartholdy und Carl Alexander Marius gegründet. Ab 1896 firmierte sie unter dem Namen AGFA und wurde 1925 Teil der IG Farben. Damit war sie Teil des Firmenkonzerns, das den deutschen Faschismus unterstützte, stark von Zwangsarbeit profitierte und mit der Firma Degesch verbunden war, die das Zyklon B für die Gaskammern der deutschen Vernichtungslager produzierte.

Eine ganz neue Bedeutung erhält des Berliner Blau in Forschungen zur Batterieherstellung. Die Atomstruktur der Farbpartikel scheint sehr gut zur Energiespeicherung geeignet, in der Humboldt-Universität in Adlershof laufen Laborversuche. In einem Video sprechen Professor Philipp Adelhelm von der Humboldt-Universität und der Chemiker Alexander Kraft über die Eigenschaften der Substanz und die Möglichkeiten ihres Einsatzes, um unabhängig von chinesischen Lieferungen zu werden. Abgerundet wird die Schau durch Exponate der befreundeten Künstler Arne Hector, Beate Schachinger und Emil Tomasev.

■ »Was sind alle Kornblumen der Welt gegen eine Berliner Blaufabrik?«, bis 22.10.2023, »after the butcher«, Spittastraße 25, 10317 Berlin, Sa. 14–19 Uhr und nach Vereinbarung; mailto:after-the-butcher.de

## Armer Richard

Der missverstandene Richard III. und eine seiner Verehrerinnen – Stephen Frears' Film »The Lost King«

Diese Frage wirft der Spielfilm »The Lost King« zumindest vordergründig auf. Jedenfalls betont Stephen Frears' Regie den Konflikt zwischen der Protagonistin und Universitätsvertretern. Allerdings liefert das Drehbuch von Steve Coogan und Jeff Pope, das auf einer von Langley mitverfassten Vorlage basiert, Professoren und Univerwaltung kurioseweise einen fiktiven Grund für ihre Arroganz: Die von Sally Hawkins gespielte Philippa Langley wird nämlich als Verrückte gezeichnet, die nach dem Besuch einer Shakespeare-Aufführung glaubt, vom Geist Richards III. heimgesucht zu werden.

Die Erzählperspektive suggeriert diese Überspanntheit, indem sie uns den imaginierten König sehen lässt, mit

dem Langley in unbeobachteten Alltagsmomenten plaudert. Als einmal kurz der Blickwinkel eines ihrer Söhne eingestreut wird, wird das Befremden deutlich, dass Selbstgespräche bei Außenstehenden hervorruft. Wenn die Dramaturgie zuletzt ein Wiedersehen mit jenem Theaterschauspieler (Harry Lloyd) herbeiführt, dessen Gesichtszüge und Bühnenkostüm die Geisteserscheinung bis dahin trug, macht die betonte Banalität des Wortwechsels auch der Hauptfigur bewusst, dass es ihre Phantasie war, die den vermeintlichen Richard hervorgebracht hat.

Als Grund ihrer vorübergehenden Verrücktheit erscheint eine berufliche Enttäuschung, da der anfangs erhoffte Aufstieg ins niedrige Management einer Marketingfirma ausbleibt. Dass die Personalentscheidung – trotz Langleys gegenteiliger Wahrnehmung – naheliegender ist, lässt sich erahnen, sobald die beförderte Kollegin auftritt: Sie verfügt über die Art Geschmeidigkeit, die der Protagonistin wohl wesensfremd ist. Daran ließe sich die Frage anknüpfen, ob deren spröde Verbindlichkeit im Umkehrschluss den späteren Rechercheerfolg begünstigt. Ebenso böte ein knapper Subplot Anlass zur Reflexion, inwieweit eine Teilprivatisierung des archäologischen Instituts die universitäre Forschung untergräbt. Doch die

Dramaturgie begreift die Herabsetzung der Akademiker zu Dienstleistern vor allem als Gelegenheit, die Heldin endlich etwas bestimmen zu lassen – und zwar, dass die von ihrem Verein bezahlte Budgetlei unter besagtem »R« zu beginnen habe. Die Kundin ist halt Königin.

Allerdings impliziert nicht nur das entsprechende Sprichwort eine schiefe Analogie zwischen Richard und Philippa. Wie in seinem vorherigen Spielfilm »Victoria & Abdul« (2017) will der 82jährige Frears uns weismachen, dass die royale und die bürgerliche Hauptfigur gleichermaßen Diskriminierungsopfer seien. Sexismus scheint jedoch allenfalls bedingte für Langleys ausbleibenden Karriereerfolg verantwortlich zu sein. Erst recht willkürlich ist es, den toten König zum Opfer von sogenanntem Ableismus zu erklären: Zunächst wird nämlich postuliert, der Buckel des toten Königs sei bloß zu dessen Diffamierung erfunden worden – bis die These nach ihrer archäologischen Widerlegung prompt ins Gegenteil verkehrt und für den mangelnden Nachruhm des guten Richard kurzerhand seine reale Behinderung verantwortlich gemacht wird.

Holger Römers

■ »The Lost King«, Regie: Stephen Frears, UK 2022, 108 Min., bereits angelaufen